



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR WISSENSCHAFT, FORSCHUNG UND KUNST



Rede von Ministerin Theresia Bauer anlässlich des Symposiums „Grenzen des Wachstums“ am 27. November 2015 in Stuttgart

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr geehrte Frau Professorin Lange,
sehr geehrte Damen und Herren,

Einleitung: Qualitatives Wachstum und Kunstmuseen

Wie Sie wissen, ist der Titel des heutigen Symposiums dem vor über 40 Jahren erschienenen Bericht „The Limits to Growth“ entliehen.

Wir erinnern uns: Die Studie für den Club of Rome zeigte auf, dass individuelles Handeln zu globalen Verwerfungen und ungezügelteres Wachstum die Belastungsgrenzen des Planeten überschreiten kann.

Der Bericht war eine Initialzündung für die Nachhaltigkeitsdebatte, die uns heute noch beschäftigt. Diese Debatte hat sich seit den siebziger Jahren weiterentwickelt.

Nicht mehr schauen wir heute alleine auf die absoluten Grenzen des Wachstums, sondern verstärkt auf die Frage, wie wir wachsen können und wollen. Wie wir beispielsweise wirtschaftliches Wachstum vom Ressourcenverbrauch entkoppeln können.

Das Stichwort lautet qualitatives Wachstum.

Wenn wir also heute über Grenzen des Wachstums für Kunstmuseen sprechen, dann schlage ich vor, diese Entwicklung der Nachhaltigkeitsdebatte aufzugreifen.

Lassen Sie uns nicht alleine über absolute Grenzen quantitativen Wachstums sprechen.

Lassen Sie uns auch über qualitatives Wachstum sprechen. Darüber, wie Museen in Zukunft unsere Welt bereichern können.

Museen: Grenzen und Grenzenlosigkeit

Selbstverständlich gibt es auch bezogen auf unsere Museen Begrenzungen. Sie beziehen sich auf Quantitäten. Sowohl baulich als auch mit Blick auf die Erweiterung der Sammlung, die Zahl der Ausstellungen und der museumspädagogischen Angebote.

Nicht jedes Museum kann in gleicher Weise den Anspruch erfüllen, jeweils den gesamten Kanon der Kunst- oder Kulturgeschichte abzubilden. Angesichts der weltweiten Kunstproduktion ist das unmöglich.

Das ist aber auch gar nicht die Aufgabe:

Denn dafür haben wir eine große Vielfalt an Museen, die alle eine spezielle Ausrichtung und wie ich meine ihre Berechtigung haben.

Kein Museum kann quantitativ immer weiter wachsen. Hier gibt es ganz offensichtlich „Limits of Growth“.

Es gibt aber keine Grenzen des Wachstums in Hinblick auf die Relevanz von Museen in der Gesellschaft.

Ausstellungen sind Ergebnisse von Forschungsprozessen, in denen Museen Artefakte analysieren, interpretieren und immer wieder in neue Zusammenhänge stellen.

Museen sind forschende Einrichtungen, die Wissen generieren.

Hier gilt, was für die Wissenschaft insgesamt gilt: Es gibt keine Grenzen für neues Wissen.

Aufgaben der Museen

Die Vorstellung absoluter Wachstumsgrenzen drängt uns zum Verzicht.

Die Idee qualitativen Wachstums hingegen verweist darauf, dass wir die Welt gestalten können.

Lassen Sie uns also die Frage stellen, wie wir unsere Museen in Zukunft gestalten und wie wir ihren Auftrag angesichts einer sich verändernden Welt definieren.

Für mich sind Museen öffentliche Orte, an denen Menschen sich selbst in Bezug zur eigenen und fremden (Kunst-)Geschichte setzen können.

Museen erzählen Geschichten, sie vermitteln Menschen den Lauf der Geschichte und verorten sie im Heute.

Museen fungieren als "Dritter Raum", in dem es möglich ist, Eigenes - Tradition, Alltägliches, Gewöhntes - und Fremdes zu verhandeln und neue Perspektiven zu gewinnen.

Diese erweiterte, globale Perspektive brauchen wir heute in besonderem Maße.

Unsere pluralistische Gesellschaft ist gekennzeichnet durch ein hohes Maß an Komplexität und Kontingenz.

Das Leben ist komplex. Es bietet weit mehr Möglichkeiten als tatsächlich ergreifbar sind.

Und es ist kontingent, weil es auf die Frage nach einem gelingenden Leben mit Verweis auf die individuelle Selbstverantwortlichkeit moderner Menschen keine eindeutigen Antworten mehr gibt.

Deswegen ist das Museum ein so wichtiger Ort. Es schafft einen öffentlichen Raum, in dem alle Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit der Kunst auch eine ernsthafte Debatte darüber führen können, was für Sie und was für andere ein gelungenes Leben ausmacht.

Gerade auch in einer multireligiösen und multiethischen Gesellschaft entfaltet das Museum Potential als Verhandlungsraum, in dem um die Zukunft gerungen werden kann.

Ich bin fest davon überzeugt: Dem Bildungsauftrag, der daraus erwächst, können Museen nur als forschende Einrichtungen nachkommen.

Wenn Sie Besucherinnen und Besuchern immer wieder neue Perspektiven ermöglichen, indem sie sie an der Wissensbildung teilhaben lassen, die sich in ihren Ausstellungen manifestiert, die ja beides sind: Gegenstand und Ergebnis ihrer Forschung.

Der wahre Schatz der Museen besteht deswegen, in der Kapazität und der Kompetenz, die sie als öffentliche Einrichtungen haben, immer wieder neue, überraschende und gewinnbringende Betrachtungen und Reflexionen zu ermöglichen.

Es sollte in diesem Zusammenhang gefördert werden, dass Museumsforschung, die sich mit der Kontextualisierung einzelner Objekte und Sammlungen, mit Didaktik und Provenienz auseinandersetzt, stärker zum Einsatz kommt.

Freiräume für Museen

Um diesen besonderen Auftrag zu erfüllen brauchen öffentliche Museen aber vor allem eins: Freiräume.

Sie müssen in der Lage sein, in der Auseinandersetzung mit den Werken, mit der Kunstgeschichte und mit Frage der Zeit, ihrer eigenen Logik folgen zu können.

Sie brauchen Freiräume für die Schärfung ihrer Sammlungs- und Ausstellungsprofile und die Entwicklung ihrer Forschungsvorhaben.

Besucherforschung

Das heißt auch, dass die „Nummerokratie“, zahlengestütztes Managerdenken, nicht zum alleinigen Maßstab der Bewertungen von Museen und letztlich auch der Mittelvergabe werden dürfen.

So dürfen wir Besucherzahlen ganz sicher nicht als alleiniges Qualitätskriterium für Museen heranziehen.

Gleichzeitig sind Museen als öffentliche Einrichtungen natürlich verpflichtet, der Öffentlichkeit attraktive Angebote zu machen und breit in möglichst viele Schichten der Gesellschaft hineinzuwirken.

Ein interessantes Betätigungsfeld musealer Forschung ist vor diesem Hintergrund die Besucherforschung.

Sie untersucht Motive und Interessen von Museumsbesuchern, geht der Frage nach, ob es eine zunehmende Rezeptionsverweigerung gibt und wie es um den neuen Produktionswillen von Bürgerinnen und Bürgern steht.

Statt passiv Kunst zu rezipieren, erheben immer mehr Menschen Anspruch auf Selbsttätigkeit.

Auch die Auseinandersetzung mit den Besucherinnen und Besuchern gehört daher ganz sicher zu den Aufgaben der Museen.

Diese Auseinandersetzung ist Teil der Wissensgenerierung, die Museen betreiben.

Dabei geht es nicht um eine Beschränkung der Gestaltungsmöglichkeiten der Museen, in dem Sinne, dass die Gestaltung an das Publikum abgegeben wird.

Sehr wohl aber geht es darum, Motive und Interessen des Publikums in die Konzeption von Museen einzubeziehen.

Und um es auch klar zu sagen, „Teilhabe“ an Kunst muss nicht im bloßen Spektakel münden.

Aber: Kunst kann und soll Spaß machen!

Und dass man neue Besucherkreise erschließen kann, hat ja gerade am vergangenen Wochenende die Süddeutsche Zeitung berichtet.

Mit der „Museumsruhe“ ist es demnach vorbei - und zwar vor allem, weil sich das Publikum verändert hat. Kinder und Jugendliche finden häufiger ins Museum als noch vor einigen Jahren.

Und mit tagesaktuellen Vortrags- und Filmreihen erreicht man heute nicht mehr nur das - ich zitiere - „immer gleiche Bildungsbürgertum“ sondern ist „gesellschaftlich anschlussfähig“.

Finanzierung von Museen

Meine Damen und Herren,

Freiräume für die Museen brauchen ganz sicher - und so praktizieren wir dies in Baden-Württemberg - eine verlässliche und stabile Finanzierung - die Übernahme der jährlichen Tarifsteigerungen, Landeshaftung statt Versicherungen, eigene Budgets für Kunstankäufe, zusätzliche Förderung von großen Ausstellungsprojekten, keine Abschöpfung von Einnahmen.

Diese Linie ist nicht leicht durchzuhalten, wenn die Haushaltslage schwieriger wird. Aber in den vergangenen Jahren ist es uns in Baden-Württemberg bei den staatlichen Museen gelungen.

So betrug z. B. der Ankaufsetat der Staatsgalerie der letzten 5 Jahren rd. 12,5 Mio. Euro. Der institutionelle Zuschuss wurde seit Mitte der 1980er

Jahre um rd. 3% jährlich erhöht und beläuft sich aktuell auf rd. 7,5 Millionen Euro.

Die Staatsgalerie ist wie alle anderen staatlichen Museen in Baden-Württemberg ein Landesbetrieb mit einem Globalhaushalt, der es ermöglicht Rücklagen in Millionenhöhe zu bilden und der das Haus befähigt, selbstständig Prioritäten zu setzen.

Hier geben wir die Verantwortung bewusst in die Einrichtungen. Denn - wie in der Wissenschaft übrigens auch - sollte nicht die Politik Form und Inhalte von Kunstvermittlung und -forschung vorgeben.

Es sind die Museen selbst, die hier gefordert sind, eigene Wege zu gehen, mutig zu sein und auch mal etwas zu wagen.

Herausforderungen

Kunstmarkt

Meine Damen und Herren, mir ist bewusst, dass man die finanzielle Ausstattung auch in Relation zu den Preisen für Kunst setzen muss.

Es ist klar: Wenn alle Welt einen pinkfarbenen Pudel aus poliertem Stahl will, dann ist es nicht mehr allen Museen möglich, Werke von Jeff Koons anzukaufen.

Es stellt sich hier die Frage, welche Aufgabe den staatlichen Museen im Hinblick auf die auf dem Kunstmarkt teuer gehandelten Werke zukommt? Kommt den Museen gar eine kompensatorische Funktion zu im Hinblick auf Kunst, die weniger teuer gehandelt wird?

Sollte man gerade deshalb Künstlerinnen und Künstler ausstellen, die sich weniger durch horrenden Preise, aber durch ebenso kunsthistorisch wertvolle Arbeiten auszeichnen?

Und: Welche Potenziale liegen in der Kooperation und im Austausch zwischen Museen?

Private Anbieter

Auf eine weitere Herausforderung haben Sie, Frau Professorin Lange, hingewiesen: seit der Nachkriegszeit ist die Museumslandschaft gewachsen und gerade in den letzten Jahrzehnten beobachten wir ein verstärktes Wachstum.

Viele neue Standorte sind hinzugekommen, Museen haben sich baulich erweitert, die Zahl der Ausstellungen ist gestiegen. Auch die Anzahl der Biennalen sind in den letzten 20 Jahren im globalen Maßstab von ca. 10 auf ca. 120 gestiegen.

Diese internationale Konkurrenz kann man nicht außer Acht lassen.

Immer häufiger werden auch private Sammlungen in einem eigenen, privaten Museum öffentlich präsentiert. Diese Häuser entstehen und finanzieren sich aus privatem Kapital.

Zunächst ist es sicherlich zu begrüßen, wenn eine Vermehrung von Museumsangeboten - vor allem durch private und internationale Initiativen - zu mehr Teilhabe an Geschichte, an Kunst und Kulturgütern mit sich bringt.

Wer zum Beispiel einmal in Venedig in den Stadtpavillons gewesen ist, wird sich auch in Zukunft von Kunst und Kultur begeistern lassen.

Und Kunst als etwas sehen, was in der eigenen Stadt wahrnehmbar werden kann.

Ich denke wir müssen schauen, wie wir - statt eine Konkurrenz zu staatlichen Einrichtungen zu fürchten - solche Initiativen viel mehr als erfreuliche Bereicherung des kulturellen Lebens erkennen können.

Wie wir z. B. mittels kooperativer Strukturen nachhaltige öffentlich-private Netzwerke entwickeln können.

Wie können wir eine Arbeitsteilung zwischen den privaten und öffentlichen Einrichtungen etablieren, in denen die jeweils spezifischen Stärken zum Tragen kommen?

Digitalisierung

Arbeitsteilung scheint mir auch im Bereich einer dritten Herausforderung der entscheidende Punkt zu sein.

Wie können Museen die Möglichkeiten der Digitalen Medien nutzen?

Erst einmal scheint Digitalisierung ja eine Antwort zu sein auf die Herausforderungen des Wachstums, denn Digitalisierung braucht kein physisches Wachstum.

Die Digitalisierung von Sammlungen ist dennoch ein Kraftakt, personell und finanziell.

Aber für mich gibt es da kein Vertun:

Museen müssen „digitale Dependancen“ im Netz gründen. Wir brauchen ein digitales Wachstum der Museen, um den Zugang zu unseren Kulturgütern allen zu ermöglichen.

So wie jede Zeitung heute eine Online-Ausgabe hat und das Fernsehen ebenfalls Online-Angebote macht, müssen auch die Museen für alle Generationen digitale Programme machen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
das Wissen der Welt wächst exponentiell.

Daher brauchen die Museen digitale Strategien, um diesem Wachstum des Wissens folgen zu können.

Und die digitale Zugänglichkeit von Kunst ist ein besonderer Auftrag gerade der öffentlichen Museen. Vor allem wenn man sich die Gründe für die Digitalisierung anschaut. Denn Digitalisierung ist ja kein Selbstzweck.

Vielmehr dient die Digitalisierung in der Kunst in erster Linie der Forschung und der kulturellen Bildung - den ureigenen Aufgaben öffentlicher Museen.

Auch die Schonung und damit längere Erhaltung des Originalobjekts ist ein wichtiges Ziel der Digitalisierung. Hier liegen noch enorme Chancen vor uns: in der Digitalisierung ebenso wie in der Frage, was eine physische Ausstellung im Museum besser oder anders kann als eine virtuelle Darstellung von Kunst.

Der große Unterschied zu den erwähnten Online-Medien besteht schließlich bei der Kunst darin, dass durch digitale Medien zwar Wissen und Inhalte vermittelt werden können, aber nur selten das Original selbst.

Und auch der erwähnte Artikel in der Süddeutschen Zeitung stellt fest, dass das „visuell geprägte Zeitalter (...) den Hunger auf authentische Werke anregt“.

Meine Damen und Herren, als Land stehen wir in der Verantwortung, gute Rahmenbedingungen für unsere Museen zu bieten.

Museen am finanziellen Existenzminimum werden weder die eigenen Ansprüche noch die Erwartungen der Öffentlichkeit erfüllen können.

Die öffentlichen Träger sind hier gefordert. Sie haben die besondere Pflicht Kunst und Kultur und ihre Autonomie zu fördern.

In Baden-Württemberg hat diese Aufgabe Verfassungsrang.

Dies gilt ebenso für die international sichtbaren Leuchttürme der Kulturlandschaft wie für die kleineren Institutionen, und es gilt nicht allein für die urbanen Zentren, sondern für das ganze Land.

Es gilt aber auch: nur eine klare Selbstbestimmung der Museen im Hier und Heute, eine kritische Selbstbefragung ihrer Aufgaben und eine erkennbare Profilbildung kann die Zukunft der Museen sichern.

Dies ist die Aufgabe der Museen - „Dienst für die Entwicklung der Gesellschaft“: Für ihre Freiheit, für kommunikative Offenheit, für selbstbestimmtes Handeln und ein gelingendes, humanes Leben.

Hier gibt es *keine* Grenzen!

Hier können wir nur wachsen.